

Gekürzt erschienen unter dem Titel ‚Subjekt‘ in: Anne Kwaschik, Mario Wimmer (Hg.), Von der Arbeit des Historikers. Ein Wörterbuch zu Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft, Bielefeld 2010, S. 197-202.

Reinhard Sieder / Wien

Subjekt / Subjektivierung

1. Zur Herausbildung des Subjekts der europäischen Moderne im 17., 18. und 19. Jh. liegen nur bruchstückartige Skizzen vor, da die Geschichtswissenschaft und andere Humanwissenschaften in ihrer idealistischen Weltsicht bis herauf ins späte 20. Jahrhundert aller Geschichtsschreibung ein *universales Subjekt* voraussetzten, statt die Herausbildung epochen- und zivilisationsspezifischer Subjektformen zu untersuchen. Erst der von Historikern oft gescholtene Michel Foucault schlug vor zu klären, wie sich das Subjekt „innerhalb der Geschichte konstituiert“, ein Subjekt, das „immer wieder neu von der Geschichte begründet wird.“ (Foucault 2002: 672) Dennoch besteht über einige Grundzüge des Subjekts der westlichen Moderne annähernd Einigkeit: Seine Ausbildung erfolgte durch soziale (darunter auch ökonomische, politische, wissenschaftliche u.a.) Praktiken und Wissensordnungen, physische und psychische Veränderungen der Leiblichkeit und der Emotionen. Es konstituierte sich zunächst als relativ ‚stabil‘ und ‚dauerhaft‘ auf Lebenszeit und orientierte sich in den Diskursen zunächst überschaubarer lokaler Gesellschaften, denen es mit normierten Rechten und Pflichten angehörte. Erste von Männern dominierte Bürgerschaften setzten sich aus städtischen Handwerkern und Kaufleuten, selbständigen und beamteten Akademikern und vor- und frühindustriellen Unternehmern zusammen. An den Universitäten der europäischen Renaissance fand erstmals (seit der Antike) die Untersuchung (*enquête*) und das Studium der Schriften als Strategie der Selbst-Bildung statt und brachte eine *longue durée* der Individualisierung qua Bildung in Gang. Wo immer es möglich war, befreite sich das Subjekt aus beengenden Zwängen und Mängeln seiner Natur: durch die Entwicklung von Werkzeugen, Maschinen, Techniken und Wissenschaften, von denen es einige auf sich selber bezog (Gehlen 1962/2004). Die (Stadt-)Bürger und die ihnen unterworfenen Ehefrauen, aber auch ledige Frauen in Klöstern sahen sich verpflichtet, ihre Fähigkeiten und Talente zu entfalten und ihre Lebensführung zu kontrollieren. Das zunehmend strikt heterosexuell normierte und als männlich oder weiblich durchgestaltete Subjekt setzte sich im 17. und 18. Jh. von der spielerisch-freizügigen

höfisch-adligen Geschlechterkultur ab (heterosexuelle Matrix, Butler 1990; Butler 2009). Besitzende, gebildete Bürger-Männer folgten dem Ideal eines rechenhaften und planvoll investierenden Menschen (*homo oeconomicus*), der das Erreichte nicht durch Launen und Leidenschaften gefährdet und das Erworbene an seine Kinder weitergibt. Die abrahamitischen Religionen (Judentum, Christentum und Islam) lieferten dazu in ihren Offenbarungsbüchern und deren Auslegungen moralisch-ethische Anweisungen und sehr früh auch schon eine geschlechter-differenzierende Geschlechtermoral. Die männlichen Agenten der Religionen und die mit ihnen verbündeten weltlichen Herren legitimierten das patriarchale Regime im Haus und die Einschließung der Frau im Haus oder – als einzige Alternative – im Kloster. Die männlichen Bürger und Priester finanzierten und beherrschten ‚ihre‘ Frauen. In seiner dominanten Form wurde das universale Subjekt männlich und in seiner dominierten Form weiblich. Beide waren allerdings doppelt verfasst: selbst unterworfen und unterwerfend.

Die vergeschlechtlichten Subjekte, qua Sozialisation immer aufs Neue *in praxi* hervorgebracht, gewannen den Anschein der Natürlichkeit. Neben den Religionen lieferten Literatur und Theater Modelle für die Lebensentwürfe und -geschichten der Männer und Frauen. Diese lernten auf geschlechtsspezifische Weise zu lieben und ihre Emotionen der ökonomischen Logik des Hauses unterzuordnen. Das frühmoderne radikale Liebeskonzept der europäischen Literaten versagte vor der ungebrochenen Macht der patriarchalen und der klerikalen Besitzsicherung. Frauen waren oft erheblich jünger als ihre Ehemänner und häufig ohne Vermögen. Brachen sie aus dem Regime des Bürgerhauses aus, wurden sie verstoßen wie Ibsens *Nora* oder Fontanes *Effi Briest*.

Die modern-bürgerliche Form der Subjektivierung förderte *Zweckrationalität*: Zunehmend traten reflektierte, ausdrücklich verhandelte und legitimierte Zwecke an die Stelle von Affekten, Gewohnheiten, Glauben und unbefragten Traditionen. Ab dem 18. Jh. erfasste dieser Rationalisierungsprozess nicht nur alle sozialen Beziehungen – allen voran die kapitalistischen Arbeitsverhältnisse – , sondern auch das Erleben, Fühlen und Denken. In dieser neuen *Subjektivierungsweise*, die wirklich und wirksam wurde im ortszeitlich konkreten Moment ihrer Performanz, also durch ein bestimmtes Handeln, nicht etwa nur durch den Buchstaben eines weltlichen oder religiösen Gesetzes – stellten sich komplementäre bürgerlich-männliche und bürgerlich-weibliche Subjekte her, die immer im Rückblick verfasst über eine vorläufig schließbare Erzählung ihres Lebens als Entwicklungsgeschichte verfügten.

2. Krise und Verfall des klassisch-bürgerlichen Subjekts und der hochmodernen Subjektivierungsweise setzten zwar schon im 19. Jh. ein, erfuhren ihre als krisenhaft erlebte Hochphase jedoch erst im 20. Jahrhundert. Wichtigster Krisen-Generator war das bürgerlich-moderne Geschlechterverhältnis: Es behinderte die weitere Entfaltung der Produktivkräfte im industriellen Kapitalismus. Nur schmale Avantgarden setzten schon in den 1820er Jahren und neuerlich in den 1910er und 1920er Jahren auf die Überwindbarkeit des binären Geschlechtermodells und der Subordination der Frau durch *Androgynität*. Die Frau gewann an dominanten und unterwerfenden Anteilen, indem sie dem Mann körperlich und habituell ähnlich wurde (u.a. im Typus der *garçonne*). Einen zweiten Einbruch erlitt das bürgerlich-hochmoderne Subjektmodell hinsichtlich seiner Geschlossenheit. Der enormen Beschleunigung und Vervielfachung des Personen- und Warenverkehrs nach dem Ersten Weltkrieg erschienen Plastizität und verkürzte Geltung der Selbst-Entwürfe angemessener als ein ‚starrer‘, lebenslang gültiger Selbst-Entwurf. Der immer raschere Wechsel der Moden und die Vervielfältigung der lebensgeschichtlichen Brüche verlangten die wiederholte Neuerfindung und Neuinszenierung des Selbst. Die Psychoanalyse theoretisierte diesen Vorgang an den aus der Krise des Subjekts hervorgehenden oder durch sie verstärkten (zeitspezifischen) Pathologien, brachte darüber aber auch Träume, Sehnsüchte und Unbewusstes an den Tag, die das moderne Subjekt zumindest ebenso antrieben wie seine bewussten und zweckrationalen Selbst-Entwürfe. Doch am Ende nahm die kulturelle Krise der Moderne auch politische Züge an: Nationalsozialismus, Faschismus, klerikal-autoritäre Diktaturen inszenierten einen letzten Aufmarsch der ‚klassischen‘ bürgerlich-modernen Geschlechterstereotype. Nach der „Verwirrung“ der Geschlechterordnung im Zusammenbruch der alten Welt um 1918 und angesichts der „wildem“ 1920er Jahre stellten reaktionäre Kräfte – unter ihnen viele Männer der alten patriarchalen Ordnung der Wirtschaft, des Militärs und der Kirchen – das alt-moderne Mann-Modell im asketischen Soldaten, im Parteisoldaten und im Typus des autoritären Führers in Politik, Wirtschaft und Kirchen wieder her. Dem entsprach das reaktionäre Gegenbild der Frau: keusch, fleißig, opferbereit, tüchtig und treu. Nach dem Ende der diversen faschistischen Regime und angesichts ihrer ungeheuren Verbrechen schien auch ihr Geschlechter-Modell nachhaltig diskreditiert, tauchte aber in den 1990ern in neo-nationalistischen Kriegen und Konflikten auf dem Balkan, in Ungarn, im Baltikum und anderswo wieder auf. In rechtsextremen Milieus hatte es immer Konjunktur.

3. In den 1950er Jahren trat in vielen europäischen Ländern (mit deutlicher Verspätung gegenüber den USA) das Konsum-Subjekt des „neuen Mittelstandes“ auf den Markt. Es konsumierte, was es massenhaft produzierte und es entwickelte eine neue weltliche Moral, die durch den Anspruch auf Konsum und Genuss wie durch Pflicht und Leistung gleichermaßen bestimmt war. Ab den 1960er Jahren wurde dieses konsum- und leistungsorientierte Subjekt zunehmend aufwändiger ausgebildet und instruiert, um die ersten NC-Maschinen in den Fabriken bedienen zu können und in den Büros der Industrie- und Handelsunternehmen und Banken EDV-Tabellen zu lesen. Dies ist auch der Antrieb zur sogenannten Bildungsexpansion Mädchen und Frauen zogen bildungspolitisch mit den Burschen und Männern gleich und überholten sie Ende der 1970er Jahre in der Anzahl der Abschlüsse zertifizierter höherer Bildung. Dies änderte nichts oder nicht genug an den ungleichen Chancen auf den Arbeitsmärkten und der Benachteiligung von Frauen im Lohngefüge. Männliche Dominanz durchzog alle Institutionen, Ämter und Gewerbe- und Industriebetriebe und erzeugte indirekt auch das kaum zurückgehende Ausmaß sexueller und sexualisierter Gewalt.

Dennoch oder gerade deshalb wurde die „sexuelle Ordnung“ in ihrer Disfunktionalität zunehmend deutlicher wahrgenommen. Die patriarchale Geschlechterordnung und ihre spezifische Subjektivierung von Männern und Frauen passte nicht mehr zur fordistisch-kapitalistischen Produktionsweise, in der idealiter alle aktiven und künftigen Produzenten (Arbeitenden) unabhängig von ihrem Geschlecht kauf- und entscheidungsfähige Konsument*innen werden sollten. Erwerbsarbeit und Konsum sollten den Stellenwert jedes leistungsfähigen Menschen bestimmen. In der fordistisch-kapitalistischen Produktionsweise sollte sich auch die Geschlechterordnung reformieren. So konnte die zweite oder neue Frauenbewegung ab den frühen 1970er Jahren einen geschlechterpolitischen Diskurs initiieren, der die Gleichberechtigung von Mann und Frau in Bildung, Ausbildung, Arbeit und Konsum, implizit aber auch ihre Verpflichtung zur beruflichen Leistung und zur reproduktiven Leistung im Haushalt geltend machte. Das teils auf ältere Forderungen rekurrierende, teils neu formulierte politische Postulat einer „Geschlechterdemokratie“ sah die Prüfung des individuellen Handelns und der primären Beziehungen (zwischen heterosexuellen Partnern, zwischen Eltern und Kindern, Schülern und Lehrern, Unternehmern und ihrer Belegschaft usw.) nach der vagen, aber nun immer stärker und öfter eingesetzten Kategorie der ‚Partnerschaft‘ vor. Dieser Diskurs wurde – wie jeder Diskurs – durch die Praktiken des Redens und Schreibens, der Diskussion in Massenmedien und privaten Zirkeln, in der

schulischen und beruflichen Lehre, in der kirchlichen Predigt usw. verbreitet; die Performanz der Partnerschaft aber hinkte in allen (ökonomischen, kirchlichen, schulischen, sexuellen u.a.) Verhältnissen hinter der diskursiv generalisierten Norm der Partnerschaft her.

4. Die seit Mitte der 1980er Jahre durchgesetzte neoliberal-kapitalistische Produktionsweise lockerte die Bindung des Subjekts an einen Lebensberuf und an angestammte Sozietäten (Familie, Betrieb, Amt, Partei, Gewerkschaft, Verein, Religionsgemeinschaft u.a.). Patriarchale und paternalistische Reste im Familien-, Berufs- und Arbeitsleben und in der Politik schrumpften weiter, doch verschwanden sie nicht. Sie wichen zwar dem Konzept der auf Zeit vereinbarten „Partnerschaft“, doch in den gelebten Beziehungen hielten sie dem Modernisierungsdruck weiterhin stand. Männer und Frauen nahmen folglich gleichzeitig an zunehmend disperaten und in sich widersprüchlich ‚verfassten‘ Lebenswelten teil. Auch deshalb kamen sie mit einer einzigen Gestalt ihrer Subjektivität nicht mehr aus: Sie wechselten sozusagen je nach Ort, Zeit und Gelegenheit Grad und Form ihrer postmodernen Identität (*Polyphrenie*, Gergen 1996). Zugleich und unvermeidlich wurde ihre Identifikation mit Orten, Institutionen und Personen schwächer. Überall war immer mehr Rollendistanz und Ambiguitätstoleranz gefragt (Krappmann 1969/2005).

Die Arbeitsbeziehungen wurden noch zweckrationaler als sie in der hohen Moderne schon geworden waren. Unternehmer*innen und Manager*innen zeigten immer weniger die Tugenden des klassischen *homo oeconomicus*, langfristig zu planen und Verantwortung für nachhaltige Entwicklungen oder auch für betriebstreue Belegschaften zu übernehmen. Kurzfristige, spielerisch-experimentelle, hoch riskante Strategien, deren Auswirkungen nicht immer vorherzusehen sind, kennzeichnen das neoliberale Wirtschaftssubjekt und verursachen wiederkehrende systemische Krisen und (bis zu einem gewissen Grad auch vorhersehbare und ökonomisch kalkulierte) Abstürze in den Karrieren des hohen und mittleren Managements.

Die mit der radikalisierten Forderung nach Marktförmigkeit noch weiter verstärkte Neigung zur Selbst-Ästhetisierung führte zur *Juvenalisierung* der Erwachsenen und zu neuen Körpertechniken – von Fitness über Wellness bis zur Schönheitschirurgie. Und selbst die intimen privaten Beziehungen nahmen vermehrt transitorische Formen an (Sieder 2008). Romantische Liebe pluralisierte sich und wurde in Serie erlebbar, verbunden mit dem arbeitsmoralischen Auftrag, sich körperlich, psychisch und sexuell

bis ins höhere Alter fit zu halten. Das Subjekt der späten Moderne (oder Postmoderne) konstituierte sich in rascher und häufiger wechselnden Beziehungen. Damit wurde auch seine personale Identität zunehmend prekär und in kürzeren Zyklen der De- und Restabilisierung modifiziert. Es ist nicht mehr aufgerufen, derselbe*dieselbe zu bleiben, sondern sich immer wieder zu verändern und zu adaptieren, Neues zu lernen und sich in jeder Hinsicht (ästhetisch, moralisch, sozial) neu zu erfinden, um leistungs- und konsumfähig und somit markttauglich zu bleiben.

5. Die sozial- und kulturwissenschaftliche Auseinandersetzung um *Subjekttheorien* und *Subjektanalysen* beschreibt all dies nicht nur aus der Distanz. Die Humanwissenschaften des 19., 20. und 21. Jahrhunderts waren und sind *Produktivkräfte* in den eben skizzierten Prozessen. Die idealistische und die romantische Subjektphilosophie der frühen Moderne verkündete die *Autonomie des Subjekts*. Es schien seine Grundlage in sich selber zu haben, galt – auch in bürgerlicher Auseinandersetzung mit christlichen und jüdischen Theologien und mit der Raison adeliger Clans – als Instanz seines Denkens und Handelns im Privatleben, in Wirtschaft und Politik. Diese moderne Subjektphilosophie wirkte bis ins 20. Jh., prägte die bürgerliche Vorstellung vom Subjekt als unteilbarem und selbstverantwortlichem *Individuum* und war in eine große Erzählung der Moderne eingebunden: Der moderne Mensch emanzipiere sich aus nicht mehr notwendiger Herrschaft und Abhängigkeit. Daran setzte zunächst in den 1920er und 1930er Jahren philosophische Kritik, in den 1960er und 1970er Jahren die Kritik der Strukturalisten und Poststrukturalisten an, von denen einige – übertreibend und irreführend – gleich „den Tod des Subjekts“ verkündeten. Soziologie, Sozial- und Kulturpsychologie und Psychoanalyse formulierten das Modell des interagierenden Selbst. Ich-Identität schien nur noch in Interaktionen mit Anderen flüchtig zu existieren (Mead 1934/1968). Das Subjekt erschien nicht mehr als Herr im eigenen Haus, es galt als *dezentriert*: Frühe Linguistik, Semiotik und Strukturalismus zeigten, dass es nur im System der *langue* denken und sprechen kann. Die Grenzen der Sprache seien die Grenzen seines Denkens (Peirce 1967). Der Symbolische Interaktionismus fasste präzise, dass der Mensch zwar gemäß ‚seinen‘ von ihm selbst gesetzten Bedeutungen handelt, diese aber immer in Interaktion mit Anderen interpretiert (Blumer 1969/1973); die Kulturosoziologie der 1970er Jahre bestimmte Habitus und Hexis des Subjekts aus der Akkumulation seiner wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Kapitalien und aus seiner Lage und Stellung

in jenen Feldern, in denen sich das Subjekt als Akteur*in handelnd bewegt (Bourdieu u. Wacquant 1996). Ein zunächst stark deterministischer Strukturalismus stellte mit aller Geschichte auch die Menschen still. Diskurse regeln, was das Subjekt denken und sagen kann (Foucault 1972/1974). Nach einer poststrukturalistischen Wende scheint es aber bald wieder wesentlich, wie das Subjekt in seiner jeweiligen kulturellen und ökonomischen Verfassung denkt, fühlt und spricht und u.a. auch den Machtverhältnissen widerspricht (Foucault 1991; Irigaray 1974/1980), nicht zuletzt wie es politisch empfindet und handelt (Laclau 1996/ 2002; Laclau u. Mouffe 1985/2001). – Zusammenfassend können bislang drei Perioden der humanwissenschaftlichen Konstruktion des menschlichen Subjekts der europäischen Moderne unterschieden werden:

a) *Dezentrierung des Subjekts in den ‚klassischen‘ Sozialwissenschaften:* Im Denken der soziologischen Klassiker des 19. und 20. Jahrhundert (Marx, Durkheim, Simmel, Weber, Parsons) stand das Subjekt der Gesellschaft *gegenüber* und sah sich gezwungen, hegemoniale Werte, Normen und Bedeutungen anzuerkennen und die ihm zugedachten Rollen einzunehmen. Das Subjekt sei, so die Prämisse, nicht „frei“ (im Sinne der klassischen Subjektphilosophie, s.o.), sondern gesellschaftlich determiniert. Bis zur umstrittenen Wende zu einer Condition postmoderne (Lyotard 1982/1994) nahmen Sozialwissenschaften maßgeblich an der großen Erzählung von der Emanzipation des Subjekts teil. Diese erfolge durch Prozesse der Autonomisierung und Individualisierung (Honneth 1994), aufgeklärte Kommunikation und Diskursethik (Habermas 1983) und die Expansion der ‚Optionen‘ auf Kosten der ‚Ligaturen‘ (Dahrendorf 1958/1977).

b) *Dezentrierung des Subjekts in den ‚verstehenden‘ Sozialwissenschaften:* Gegen die Opposition von Subjekt und Gesellschaft in der klassischen Sozialwissenschaft wandten sich phänomenologische Philosophen und Soziologen (Merleau-Ponty 1945/1966, Schütz 1932/1974; Luckmann 1980), sowie die Exponenten des Symbolischen Interaktionismus (Mead, Blumer u.a.) und strukturalistische und poststrukturalistische Soziologen, Philosophen und Ethnologen bzw. Anthropologen. In der Vielfalt der poststrukturalistischen Denkweisen steht das Subjekt der Gesellschaft nicht apart *gegenüber*, sondern es gilt als sozialer und reflexiver, wenn auch „imperfekter“ Mit-Konstrukteur von Gesellschaft (Bourdieu 1996; Giddens u.a.). Zugleich sei dieses Subjekt durch die Dynamik des neoliberalen Kapitalismus aus mächtigen Traditionen der Moderne „entbettet“ worden und dazu verurteilt, seine Deutungen und

Handlungsorientierungen – bei wachsender Abhängigkeit von staatlichen und kommunalen Systemen – vorzunehmen (Giddens 1984/1988). Dies wird u.a. als die Zweigesichtigkeit der „Individualisierung“, d.h. eines Subjekts bzw. Akteurs mit höherer „Agency“ (E.P. Thompson), aber auch mit „riskanten Freiheiten“ (Beck u. Beck-Gernsheim 1994) beschrieben.

c) *Dezentrierung des Subjekts in den ‚neuen‘ Kulturwissenschaften*: Diese haben bislang keine eigenen Subjekttheorien hervorgebracht, rezipieren aber jene der klassischen wie der qualitativen und ‚verstehenden‘ Sozialwissenschaften (s.o.), um darauf ein multidisziplinäres kulturwissenschaftliches Programm zu begründen: Typische Fragen sind hier: „In welchen sozialen Praktiken und Technologien des Selbst zieht der Einzelne einen ‚reflexiven Habitus‘ in sich heran (z. B. Routinen der beruflichen oder partnerschaftlichen Selbstbefragung)? Was ist der kulturelle ‚Andere‘ des reflexiven Subjekts (...)? Inwiefern überschneiden sich in diesem kulturell verbindlichen Subjektmodell unterschiedliche, widersprechende kulturelle Codes (...)? Statt das reflexive Subjekt vorauszusetzen, wird es dann als Produkt hochspezifischer *kultureller Subjektivierungsweisen* sichtbar.“ (Reckwitz 2008: 16)

Die neuen Kulturwissenschaften beanspruchen also, den sozialwissenschaftlichen Subjekttheorien die empirische Rekonstruktion kultureller Produktion von Subjektivität – seine zeit- und ortskonkrete Performanz – hinzuzufügen. Insofern wird von der neuen Kulturwissenschaft nach dem idealistischen und freien Subjekt der klassischen sozialwissenschaftlichen Theorie und dem determinierten oder (symbolisch für „tot“ erklärten Subjekt des Strukturalismus das poststrukturalistische Subjekt als Akteur*in denkbar und besprechbar, das sich selbst und seine Welt – wie unfrei und imperfekt immer – handelnd miterzeugt.

Zitierte Literatur:

Beck u. Beck-Gernsheim 1994, Ulrich Beck u. Elisabeth Beck-Gernsheim, Hg., *Riskante Freiheiten*, Frankfurt a. M. 1994.

Blumer 1969/1973, Herbert Blumer, *Der methodologische Standort des Symbolischen Interaktionismus* (1969), in: Arbeitsgruppe Bielefelder Soziologen, Hg., *Alltagswissen, Interaktion und gesellschaftliche Wirklichkeit*, Band 1: *Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie*, Reinbek bei Hamburg, Rowohlt 1973.

Bourdieu u. Wacquant 1996, Pierre Bourdieu u. Loïc J. D. Wacquant, Reflexive Anthropologie, Frankfurt a. M. 1996.

Butler 1990, Judith Butler, Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a. M. 1990.

Butler 2009, Judith Butler, Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen, Frankfurt a. M. 2009.

Cassirer 1925/1994, Ernst Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen. Zweiter Teil: Das mythische Denken, 1925, 9. unveränderte Auflage, Darmstadt 1994.

Dahrendorf 1958/1977, Ralf Dahrendorf, Homo sociologicus. Ein Versuch zur Geschichte, Bedeutung und Kritik der Kategorie der sozialen Rolle, Opladen 1977.

Foucault 1972/1974/1991, Michel Foucault, L'ordre du discours, Paris 1972, deutsch: Die Ordnung des Diskurses, München 1974, Frankfurt a. M. 1991.

Foucault 2002, Michel Foucault, Die Wahrheit und die juristische Form, in: ders., Dits et Ecrits. Schriften. Zweiter Band, Frankfurt a. M. 2002, 669-792.

Gehlen 1962 / 2004, Arnold Gehlen, Technische Zivilisation, in: ders., Gesamtausgabe. Die Seele im technischen Zeitalter und andere soziologische Schriften und Kulturanalysen, Frankfurt a. M. 2004, 141-213.

Gergen 1996, Kenneth J. Gergen, Das übersättigte Selbst. Identitätsprobleme im heutigen Leben, Heidelberg 1996.

Giddens 1984/1988, Anthony Giddens, The Constitution of Society. Outline of the Theory of Structuration, Cambridge 1984; deutsch: Die Konstitution der Gesellschaft. Grundzüge einer Theorie der Strukturierung. Mit einer Einführung von Hans Joas, Frankfurt a. M. u. New York 1988.

Habermas 1983, Jürgen Habermas, Diskursethik – Notizen zu einem Begründungsprogramm, in: ders., Moralbewußtsein und kommunikatives Handeln, Frankfurt a. M. 1983, 53-126.

Honneth 1994, Axel Honneth, Aspekte der Individualisierung, in: ders., Desintegration. Bruchstücke einer soziologischen Zeitdiagnose, 20-28, Frankfurt a. M. 1994.

Irigaray 1974/1980, Luce Irigaray, Speculum. Spiegel des anderen Geschlechts, Frankfurt a. M.

Krappmann 1969/2005, Lothar Krappmann, Soziologische Dimensionen der Identität. Strukturelle Bedingungen für die Teilnahme an Interaktionsprozessen, 10. Auflage, Stuttgart 2005.

Laclau 1996/2002, Ernesto Laclau, Emanzipation und Differenz, Wien 2002.

Laclau u. Mouffe 1985/2001, Ernesto Laclau u. Chantal Mouffe, Hegemony and Socialist Strategy. Towards a radical democratic politics, London / New York 2001.

Luckmann 1980, Thomas Luckmann, Lebenswelt und Gesellschaft. Grundstrukturen und geschichtliche Wandlungen, Paderborn u.a. 1980.

Liotard 1982/1994, Jean-François Lyotard, La condition postmoderne, deutsch: Das postmoderne Wissen, Wien 1994.

Mead 1934/1968, George Herbert Mead, Mind, Self and Society from the Standpoint of a Social Behaviorist, Chicago 1934, deutsch: Geist, Identität und Gesellschaft aus der Sicht des Sozialbehaviorismus, Frankfurt a. M. 1968.

Merleau-Ponty 1945/1965, Maurice Merleau-Ponty, Phänomenologie der Wahrnehmung, Berlin 1965.

Peirce 1967, Charles Sanders Peirce, Schriften I, Frankfurt a. M. 1967.

Reckwitz 2008, Andreas Reckwitz, Subjekt, Bielefeld 2008.

Schütz 1932/1974, Alfred Schütz, Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie, Wien 1932, Frankfurt a. M. 1974.

Sieder 2004, Reinhard Sieder, Die Rückkehr des Subjekts in den Kulturwissenschaften, Wien 2004.

Sieder 2008, Reinhard Sieder, Patchworks – das Familienleben getrennter Eltern und ihrer Kinder, Stuttgart 2008.